



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rüttenauer, Benno: Die heilige Magdalena von Witscht : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die heilige Magdalena von Witscht.

Von Benno Rüttenauer.

(Fortsetzung.)



Bühel Franzens Madlene hieß sie in Witscht mit ihrem profanen Namen, und der sogenannte Bühel Franz, ihr Vater, der als ein stiller, träumerischer, fast tieffinniger Mensch geschildert wird, verstand verschiedene Künste; er war Bauer, Weber und Schuster. Dieser den Leuten von Witscht bereits merkwürdige Mann hinterließ drei noch merkwürdigere Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Am wenigsten ausgezeichnet war die Tochter Franziska, am meisten der Sohn Sebastian, der freilich im Laufe der Zeit von seiner Schwester Madlene, die er von vornherein am Geniesternhimmel weit zu überstrahlen schien, tief in den Schatten gestellt wurde. Das auffälligste Verdienst an Franziska bestand darin, daß sie nicht leicht mit andern ihres Geschlechts verwechselt werden konnte. Die Leser kennen wohl alle die drollige Geschichte von den vier Hausknechten, die sich alle vier vergeblich anstrebten, ein Licht auszublasen; sie hatten nämlich sämtlich so krumme Mäuler, daß ihr Hauch in allen Richtungen herauskam, nur nicht in gerader gegen das vorgehaltene Licht. Bühel Franzens Franziska hatte eines von diesen Mäulern, und zwar eines von den seitlichen.

Weniger einfach liegt die Sache mit Sebastian. In diesem steckte zunächst ein Jakob Böhme, denn die Tieffinnigkeit des Vaters war in ihm vervielfacht. Er hieß im Dorfe allgemein nur der Simulorum oder Simulorem, ich denke mir, weil er ein „Simulirer“ war — die Witschter haben zum geringsten Teile Latein studirt; doch wird der Name gewöhnlich anders erklärt, was später erörtert werden soll. In dem Simulorem lag aber auch ein Tiemann Niemschneider oder wenigstens ein Beit Stoß verborgen. Ohne äußere Anleitung, nur aus dem innern Triebe heraus, schnitzte er die schönsten Bilder in Holz. Aus allerlei

Alözen, wie sie ihm gerade zur Hand waren, schnitt er mit seinem einfachen Taschenmesser Madonnen mit dem Jesuskind, und echt genial verschwenderisch mit den Schöpfungen seines Geistes und seiner Hand, beschenkte er ganz Witscht mit diesen Kunstwerken. Viele derselben sind noch hie und da sichtbar und werden von den Kindern als Puppen benutzt.

Aber der stärkste Genius Sebastians ist damit immer noch nicht bezeichnet. Auch ein Palästrina oder Bach rumorte in ihm. Wenn der Simulorem, der lang und hager war, schleppenden Ganges, die Beine lässig nachschleifend, mit einem gerade fertig gewordenen Kunstwerk durchs Dorf schlenderte, um sich einen auszusuchen, den er durch die Besenkung mit seinem Werke glücklich machen könnte, ereignete sich hundertmal folgender seltsame Auftritt. Der Bastian blieb plötzlich stehen und winkte jemand, und wenn dieser nicht zu ihm kommen wollte, so begab sich der Prophet zum Berge. Horch! sagte er und tippte mit dem Knöchel seines Zeigefingers an seine Statue. Was hörst du? Gelt, nichts! Das ist stumm und tot, das hat keinen Klang. Und traurig ging er seines Weges, seine Beine noch schlaffer nach sich ziehend als zuvor. Daß seine Bilder so stumm und tot waren, machte ihn tief unglücklich. Auch half es ihm nichts, daß er ein Erzgießer ward, seine Statuen aus Thonerde formte und in Blei umgoß. Das war noch stummer und toter als Holz. Doch machte ihn eine Entdeckung eine kurze Zeit glücklich. Er formte große Thonbilder, höhlt sie sorgfältig aus und brannte sie im Backofen. Er brauchte lange, bis ihm diese Kunst so gelang, daß seine Bildungen keine Sprünge mehr bekamen. Da tippte der Simulorem wieder mit seinem Knöchel daran, und siehe, das klang! Der gute Bastian hatte nun eine kindliche Freude, aber es ging ihm wie allen seinen Kollegen. Wie jeder, der etwas schafft, war er im Augenblicke entzückt. Doch mit der Zeit fand er die eigne Leistung schwach und ungenügend. Einige Wochen lang ging der Bastian mit dem tönenden Bilde freudestrahlenden Blicks von Haus zu Haus, und jedermann mußte seine Statue nicht sowohl sehen als hören. Da, eines Tages, während er in Wonne schwamm, himmelhoch jauchzend, brachte so ein cynischer Lästerer und Gottesverächter einen alten Topf herbei, dessen nähere Bezeichnung man dem Berichterstatter erlassen möge, hielt ihn dem Bastian ans Ohr und tippte auch mit dem Zeigefinger daran. Hörst du, Simulorem, sagte er höhnisch, das tönt so gut wie deine Mutter Gottes, noch besser, du hättest dir nicht so viele Mühe zu geben brauchen. Da fuhr dem Bastian ein jäher Schreck in die Glieder, daß die tönende thönerne Muttergottes seinen Händen entfiel und in tausend Scherben zerbarst.

Wenn ihn nun jemand fragte: Wie geht's, Bastian, warum so finster? so nahm sein Gesicht einen noch trübseligern Ausdruck an. Das ist ein stumpfer Klang, antwortete er traumhaft, und die Seele zittert nicht, wenn sie ihn hört.

Dann verfiel der Simulorem wieder auf etwas andres. Was er nicht selber vermochte, nämlich tönende Gebilde zu schaffen, hatten andre gethan,

und der Simulorem wurde ein Quasimodo Secundus. Ganze Tage und Nächte saß er auf dem Glockenstuhle des Dorfkirchturmes. Den Glocken waren auch Muttergottesbilder eingegossen. Die betrachtete der Bastian mit heiliger Andacht. Von Zeit zu Zeit tippte er mit dem Fingerknöchel an den Glockenrand, und wenn dann, einer Welle im Dzean gleich, ein mächtig-tönendes Summen über das eherne Gebilde hinlief, erfüllte es ihn mit freudigem Schauer. Und die Dämonen seines Innern wurden allmählich so aufgereggt, daß er alle Besinnung verlor und die Glocke in Schwingung, das ganze Dorf aber in Aufruhr versetzte, wofür er öfter eingesperrt werden mußte. Er weinte dann wie ein kleines Kind und versprach, ein solches Unheil nie wieder anrichten zu wollen. Doch begegnete es ihm noch öfter, und wenigstens drei bis vier mal im Jahre. Zur Strafe dafür muß er seit seinem Tode als Gespenst auf der großen Glocke rittlings sitzen von Abends an, wenn der letzte Klang des Uveläutens verklungen ist, bis zum Morgen, wenn es das Frühglocke läutet. Das mag kein Vergnügen für ihn sein, besonders im Winter. Da friert es ihn so sehr, daß der alte Nachtwächter Stephan Stech, wenn er am Turme vorbei geht, oft das Gerippe des Unglücklichen vor Frost klappern hört.

Als der Bastian noch lebte und im Fleische wandelte, fragte er eines Tages seinen Nachbar, den Ochsenwirt, ob der Mann mit dem Simulor nicht angekommen sei. Was soll denn das sein, dein Simulor? fragte der. Ei, wißt Ihr das nicht? antwortete er lächelnd. Simulor, das klingt, das tönt heller als Gold und Silber; wenn der Mann kommt, will ich eine Muttergottes daraus machen, und wenn es reicht, auch eine Glocke für den Kirchturm. Simulor! Geheimnisvolles Wort. Wer mag es deuten und seinen Ursprung sicher erklären? Die einen sagen, das Wort sei im Munde des Böhlsfranzens Sebastian eine Weissagung gewesen, eine innerliche Offenbarung, und Simulor heiße das noch unentdeckte Metall, welches, reiner und edler als Gold, einst zur Prägung der kaiserlichen Münzen des „tausendjährigen Reiches“ werde verwendet werden. Andre behaupteten, der Rentamtmanu Zänkel, ein alter Schalk, habe dem guten Bastian das Wort zugeflüstert und dabei ein rechtes Märchen aufgebunden. Wie dem auch sein mag, der Bastian fragte von da an jeden Tag und jeden ihm begegnenden Menschen nach dem Manne mit dem Simulor, und noch auf dem Totenbette mit seinem letzten Hauche fragte er nach dem Manne mit dem Simulor. Der arme Simulorem!

4.

Wer nun meint, daß das Wesen des Simulorem deshalb hier so eingehend dargestellt worden sei, um die natürliche Grundlage, quasi die natürliche Natur im Wesen seiner heiligen Schwester daraus zu erklären, ist leider im Irrtum. Ganz im Gegenteil, diese Darstellung soll zeigen, wie unerforschlich und ge-

heimnisvoll die Wege der Gnade sind, und wie es wahr ist, was geschrieben steht, daß der Geist weht, wo er will. Nicht der mit den günstigsten Talenten dazu ausgestattete geniale Sebastian wurde zur Heiligkeit erwählt, auch nicht die Schwester Franziska, deren krummes Maul nach menschlichen Begriffen dazu sehr förderlich hätte sein müssen, sondern die Jüngste mit rötlichen Haaren, mit rostigen Sommer sprossen in dem blassen Gesicht, die Madlene, ein ganz gewöhnliches Mädchen, ein hübsches Ding, wenn man will, aber von allem außerordentlichen so weit entfernt, als ihrer Zeit die noch berühmtere Heilige dieses Namens von der Keuschheit. Ein sanfter, schwärmerischer Glanz lag in ihren blaßblauen Augen. Aber dieser eine Umstand macht das Wort des Propheten: Ich lasse euch die Magdalena zurück! nicht begreiflich.

Die Wirkungen dieser Worte wurden bereits angedeutet, sie waren doppelter Art, innerliche und äußerliche. Innerlich, d. h. im Geiste und Denken aller Dschwaldianer, vollzogen sie sich wie ein Schlag. Gestern war Bühel Franzens Madlene noch ein Bauermädchen wie hundert andre, vielleicht ein bißchen hübscher und zarter, aber sonst nichts mehr und nichts weniger; heute war sie eine Auserwählte Gottes und seines Propheten, eine im Geiste Gesalbte des Herrn.

Äußerlich ging die Metamorphose langsamer. Von Dschwalds Weggang in ein besseres Ozean=Jenseits, worauf die Magdalena zuerst anfang, sich durch bessere Kleidung und bald darauf durch besseres Essen und Trinken von ihrer Umgebung zu unterscheiden, bis zu dem Augenblicke, wo sie auf erhabenem Throne sitzend, mit dem Hermelin bekleidet, in Anwesenheit einer großen Schaar von Anhängern sich vom heiligen Josef feierlich die zu Frankfurt am Main, dem letzten Krönungsorte des weiland Heiligen Römischen Reiches, geschmiedete goldene Krone aufs Haupt setzen ließ, vergingen Jahrzehnte.

Diese Krönung fand wirklich statt, und bei der spätern Erbschaftsangelegenheit erregte das Diadem, für welches ein ungeheurer Preis bezahlt worden war, unter den damit beschäftigten Personen das meiste Aufsehen. Wenn ich nicht zu ermüden befürchtete, würde ich eine vom Notar W. in R. gemachte Abschrift der ins einzelne gehenden Goldschmiedsrechnung hier einrücken. Und als was ließ die weiland Bühel Franzens Madlene sich krönen? Ich muß gestehen, ich weiß es nicht. Sie betrachtete sich zwar als Hauptmithelferin bei der bevorstehenden Gründung des „tausendjährigen Reiches“; aber nicht eine Frau sollte darin die höchste Würde bekleiden, sondern Papst und Kaiser. Doch vielleicht fühlte sie sich als die mystische, nur von wenigen Erleuchteten anerkannte Wahrerin und Verweserin der Kaiserwürde in der Zeit des einstuweiligen Interregnums. Vielleicht sollte die Krone auch nur ein Symbol der Aureole sein.

Die heilige Madlene hatte unterdessen ihre Sommerflecken verloren, ging auch an Werktagen in Samt und Seide und als Jungfrau in den hellsten Farben. Aber sie war nicht schöner, sondern nur dicker und fetter geworden, und dies nach und nach so sehr, daß sie kaum mehr gehen konnte und in einer Sänfte getragen werden mußte. Zu verwundern war es nicht, sie arbeitete nichts, machte sich wahrhaftig nicht allzutiefe Gedanken und aß und trank als mystisches Symbol des ganzen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Und ihre Mittel erlaubten ihr das, wenn anders diese banale Redensart in Beziehung auf so heilige Dinge gebraucht werden darf. Und das kam so.

Dschwald hatte die Armut als wesentlichste Bedingung zur Heilsvollkommenheit aufgestellt, und die heilige Madlene hielt an dieser Lehre natürlich fest. Es folgte daraus, daß die besitzenden Anhänger der Heiligen, um den Ernst ihrer

Gefinnung an den Tag zu legen, alles hergeben mußten, was sie hatten. Da mochte denn die heilige Madlene ihnen zweierlei zu bedenken geben. Einmal, daß seine irdischen Güter den Armen zu geben eigentlich ein egoistisches Werk sei, weil, indem man sich selber den Weg zur Vollkommenheit öffnet, man ihn den andern damit versperrt — eine Handlungsweise, die in weniger schwerer Form verzeihlich und selbst von heiligen Männern als löblich erfunden werden konnte, jetzt aber unter der Herrschaft des Antichrists fast ein geistiges Verbrechen gewesen wäre. Zum andern mochte sie daran erinnern, daß auch Jesus gesagt hatte: Arme habt ihr immer unter euch! Auch ihre Anhänger führten diesen Ausspruch gern im Munde. Was derselbe im Sinne der heiligen Madlene heißen sollte, ist klar. Sie wollte sagen: Arme habt ihr immer, aber eine zur Gründung des „tausendjährigen Reichs,“ des vollkommenen Reiches Christi auf Erden berufene Heilige nebst ihrem großen Zwecke kann es nur einmal geben, so lange die Welt steht, wie es nur einen Abraham, einen David, eine Mutter Gottes, einen Jesus gab. Der letzte große Moment in der Geschichte des Reiches der Kinder Gottes ist angebrochen und in meiner durch die Gnade auserwählten und geheiligten Person dargestellt. Ich bin seine Fleischwerdung. Ihr habt das unschätzbare Glück, diesen großen Moment nicht nur mit zu erleben, sondern selber zur Mitwirkung berufen zu sein durch euer Gebet und euern heiligen Wandel, ja sogar durch die euerm Heiligungsziel hinderlichen irdischen Güter, deren wir, die Streiter Gottes, nicht entraten können, weil dieselben zur Wegräumung äußerlicher Hindernisse dienen.

Man muß sich die dicke, fette Person vorstellen in ihren seidnen, nicht gerade geschmackvoll farbigen Kleidern, im rotausgeschlagenen Sessel sitzend, die Schwurfinger der rechten Hand gleich einem Papste zum Segen erhoben, ihre Worte kaum hörbar aus sich heraus kitzelnd. Und dazu muß man sich diese andächtigen Jünglinge und Jungfrauen, diese Frauen, Männer und Greise denken, welche alle die heilige Madlene vor kurzer Zeit als Bauermädchen gesehen hatten, und nun an ihrem nur halb verständlichen Geklippe als an unmittelbaren Aussprüchen des heiligen Geistes hingen. Man muß im Geiste diese Physiognomien sehen, den Ausdruck von Schwärmerei und ekstatischer Begeisterung, nicht ohne poetischen Anflug in einigen, die erschreckende, fast nicht mehr menschliche Blödsinnigkeit in andern, die stereotyp gewordene dummfromme Betbrudermiene in den meisten, verbunden mit mehr oder weniger groben Zügen, mehr oder weniger Gutmütigkeit oder Berechnung! Wenn die Zuhörer die Idee nach der Masse und Fettheit des Fleisches, in welcher sie dieselben dargestellt sahen, bemessen, so kann es nicht verwundern, wenn sie Respekt davor bekamen. Diese Fleischwerdung war geglückt, sie war im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht mager ausgefallen.

Jedenfalls war es felsenfeste Überzeugung aller Gläubigen der heiligen Madlene, daß nicht Speise und Trank sie so dick gemacht habe, sondern das Prinzip oder, sagen wir lieber, das Mysterium des „tausendjährigen Reiches,“ welches in ihrer Person Fleisch geworden sei, das schon vorhandene also reichlich vermehrend. Aeußerungen dieses Sinnes konnte man vielfach hören.

So entwickelten sich in den Gehirnen die Ideen. Im Raume aber verliefen die Sachen folgendermaßen. Da kamen drei Jahrzehnte lang wohl täglich aus mehr als hundert Orten in Franken, Oberbaiern, Rheinbaiern und der Pfalz Madlengläubige nach Witscht, um die Heilige zu sehen, zu hören, um Geschenke in Gold, Weihrauch und Myrrhen darzubringen. Von den dreien

waren aber nur die beiden letzten reine Symbole, und nur bei ihnen war als solchen die Quantität unerheblich. Es kamen zwar keine Könige, weder aus dem Morgen- noch aus dem Abendlande. Aber viele sehr vermögende Leute, ledige und verheiratete, verkauften wörtlich alles, was sie hatten, mit Haus und Hof, um den Erlös der heiligen Madlene zu Füßen zu legen und als arme Tagelöhner weiter zu leben. Eine gute Anzahl derselben muß jetzt, nachdem sie alt und gebrechlich geworden sind, von der Gemeinde Witscht erhalten werden. Es sind noch dazu keine Witschter, sondern Fremde; in Witscht selbst glaubten nur einige hysterische Jungfrauen, welche von der Welt in mehr als einer Beziehung vernachlässigt worden waren, an die heilige Madlene.

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Darum mußte auch zuerst der Franzose Graf Montalembert das Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen schreiben, während gewisse deutsche katholische Grafen mit Vorliebe nach Lourdes wallfahren; so mußte der Pariser Freigeist Sainte-Beuve, der alle Charfreitage beim Prinzen Napoleon Cervelatwurst aß, in seinen Lundis eine wohlwollende, eingehende und geistreiche Besprechung über Katharina Emmerich und Clemens Brentano bringen; so haben nicht die Schweden, sondern die Deutschen einen Gustav-Adolf-Verein; so wurde Jesus nach und nach von allen Völkern des römischen Reiches anerkannt, aber niemals von seinem eignen u. s. w.

In gewissem Sinne mußte die heilige Madlene natürlich auch die Bewohner von Witscht interessieren, unter denen sie einst in ihrer gemeinen Weltlichkeit als ihresgleichen gewandelt und für die sie nun unnahbar geworden war. Einen gewissen Nimbus besaß sie auch für diese, selbst für die Ungläubigsten unter ihnen, hatte sie doch großen, ja außerordentlichen Erfolg, und das ist ein Ding, welches immer wirkt. Die Leute fragten sich: Was wird nun geschehen, was sollen wir noch erleben? Die Madlentianer ließen nichts verlauten, und wenn die Heilige selbst gesagt hatte, daß mit den gesammelten Mitteln „die äußerlichen Hindernisse bei Gründung des tausendjährigen Reiches weggeräumt“ werden sollten, so ließ sich dabei für einen Witschter Bauer nicht viel denken.

Einstweilen sahen die Leute die immer reichlicher zuströmenden Mittel zu allerlei verwendet, zu seidnen Kleidern und samtnen Mänteln, zu weichen Sofas und Polsterstühlen, zu vielen Reisen nach Frankfurt, Köln, Wien und München, überhaupt zu einem in jedem Sinne üppigen Leben, wie die ungläubigen Witschter Weltkinder meinten. Freilich waren das nur Vermutungen, niemand von ihnen allen war ja dabei. Der einzige aber, dem das außerordentliche Glück zu Teil ward, war seit seiner Erhebung zu der neuen Würde für profane Witschter Weltkinder ebenso unzugänglich, vermied ebenso jede Berührung mit denselben wie die heilige Madlene selbst. Das war der heilige Josef.

(Schluß folgt.)



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.